

Hertha Richter-Appelt und Andreas Hill (Hg.)  
Geschlecht zwischen  
Spiel und Zwang

Folgende Titel sind bisher im Psychosozial-Verlag  
in der Reihe »BEITRÄGE ZUR SEXUALFORSCHUNG« erschienen:

- BAND 69 Gunter Schmidt: Jugendsexualität. Sozialer Wandel,  
Gruppenunterschiede, Konfliktfelder
- BAND 71 Sonja Düring und Margret Hauch (Hg.): Heterosexuelle Verhältnisse
- BAND 72 Ulrich Gooß: Sexualwissenschaftliche Konzepte  
der Bisexualität von Männern
- BAND 73 Bettina Hoeltje: Kinderszenen.  
Geschlechterdifferenz und sexuelle Entwicklung im Vorschulalter
- BAND 74 Heinrich W. Ahlemeyer: Geldgesteuerte Intimkommunikation.  
Zur Mikrosoziologie heterosexueller Prostitution.
- BAND 75 Carmen Lange: Sexuelle Gewalt gegen Mädchen.  
Ergebnisse einer Studie zur Jugendsexualität.
- BAND 76 Gunter Schmidt und Bernhard Strauß (Hg.): Sexualität und  
Spätmoderne. Über den kulturellen Wandel der Sexualität.
- BAND 77 Gunter Schmidt (Hg.): Kinder der sexuellen Revolution.  
Kontinuität und Wandel studentischer Sexualität 1966–1996.  
Eine empirische Untersuchung.
- BAND 78 Eberhard Schorsch und Nikolaus Becker: Angst, Lust, Zerstörung.  
Sadismus als soziales und kriminelles Handeln.
- BAND 79 Hermann Berberich und Elmar Brähler (Hg.):  
Sexualität und Partnerschaft in der zweiten Lebenshälfte
- BAND 80 Jannik Brauckmann: Die Wirklichkeit transsexueller Männer.  
Mannwerden und heterosexuelle Partnerschaften  
von Frau-zu-Mann-Transsexuellen
- BAND 81 Hertha Richter-Appelt und Andreas Hill (Hg.):  
Geschlecht zwischen Spiel und Zwang
- BAND 82 Estela V. Welldon: Perversionen der Frau
- BAND 83 Hertha Richter-Appelt (Hg.): Verführung - Trauma - Missbrauch
- BAND 84 Sabine zur Nieden: Weibliche Ejakulation

## BAND 81

### REIHE »BEITRÄGE ZUR SEXUALFORSCHUNG«

ORGAN DER DEUTSCHEN GESELLSCHAFT FÜR SEXUALFORSCHUNG

HERAUSGEGEBEN VON MARTIN DANNECKER,  
GUNTER SCHMIDT UND VOLKMAR SIGUSCH

Hertha Richter-Appelt,  
Andreas Hill (Hg.)

# Geschlecht zwischen Spiel und Zwang

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Originalausgabe

© 2004 Psychosozial-Verlag

Goethestr. 29, D-35390 Gießen,

Tel.: 0641/77819, Fax: 0641/77742

e-mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)

[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte, insbesondere das des auszugsweisen Abdrucks  
und das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten.

Umschlagabbildung: Hieronymus Bosch, Der Garten der Lüste (Detail)

Umschlaggestaltung: Katharina Appel und Christof Röhl

nach Entwürfen des Ateliers Warminski, Büdingen

Lektorat: Daniela Bone

Satz: Katharina Appel

ISBN 3-89806-362-3

Printed in Germany

# Inhalt

Vorwort	7
Teil I: Geschlecht als Konstruktion oder Schicksal	
Stefan Hirschauer Zwischen ungeschlechtlichen Personen und geschlechtlichen Unpersonen Geschlechterdifferenz als soziale Praxis	11
Martina Weber Soziale Konstruktion von Geschlecht Entwicklung der Debatte	41
Dietrich Klusmann Die Natur der Geschlechter	53
Teil II: Gene, Geschlechter und sexuelles Selbst	
Paul Martin Holterhus Vom Gen zum Körper – Molekulare und zelluläre Biologie der Geschlechtsentwicklung	77
Hertha Richter-Appelt Vom Körper zur Geschlechtsidentität	93
Martin Dannecker Von der Geschlechtsidentität zum sexuellen Selbst	113
Teil III: Jenseits der Heterosexualität	
Ulrich Goof Bisexualität: Jenseits der Monosexualitäten – oder dazwischen?	131

Jannik Brauckmann Zu werden, was man ist, erlaubt zu spielen, was man sein kann Transsexuelle Männer zwischen Mannsein und Weiblichkeit	143
Wolfgang Berner und Andreas Hill Pädophilie – eine sexuelle Orientierung?	153
Teil IV : Cybersex – Geschlechter und Sexualität im Internet	
Nicola Döring Cybersex – Formen und Bedeutungen computervermittelter sexueller Interaktionen	177
Arne Dekker Körper und Geschlechter in virtuellen Räumen	209
Teil V: Postpotente Männer und präpotente Frauen – Zwei Versuche	
Ulrich Clement Männliche Potenz – ein Definitionsversuch	227
Ulrike Brandenburg Postpotente Männer – Präpotente Frauen	237
Teil VI: Beziehungen zu Beginn des 21. Jahrhunderts	
Jeffrey Weeks Same Sex Intimacies – gleichgeschlechtliche Beziehungen am Beginn des 21. Jahrhunderts	251
Gunter Schmidt Beziehungsbiographien im Wandel Von der sexuellen zur familiären Revolution	275
Autorenverzeichnis	295

# Vorwort

Gleichberechtigung und Gleichbehandlung der Geschlechter bzw. Unterdrückung und Machtgefälle zwischen Mann und Frau bestimmten über Jahre die Geschlechter-Debatte. In der Diskussion um den Kampf der Geschlechter wurde aber auch immer wieder auf die Andersartigkeit von Frauen und Männern hingewiesen. Die Frage, wen man überhaupt als Frau oder Mann bezeichnen soll, spielte dabei keine besondere Rolle. Auch wenn Umwelt, Gesellschaft, Erziehung und Biologie unterschiedliche Bedeutungen zugesprochen wurden, gab es eine weitgehend unausgesprochene Übereinstimmung hinsichtlich der psychosozialen, aber auch der biologischen Betrachtung von Mann und Frau.

In den letzten Jahren ist in Folge neuer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse, v. a. aber dadurch, dass Personen mit nichteindeutigem Genitale bzw. Geschlecht (d. h. mit Intersexualität) an die Öffentlichkeit gingen, eine Diskussion entbrannt, die die Frage nach der Definition von Mann und Frau, Männlichkeit und Weiblichkeit neu stellt. Erwachsene meldeten sich öffentlich zu Wort, die mit nichteindeutigem Genitale in der Kindheit einem bestimmten Geschlecht zugeordnet worden waren und mit ihrer Zuordnung Probleme bekamen. Es entstand eine kritische Diskussion über die erfolgten Behandlungsmaßnahmen. Unter biologischen, aber auch psychosozialen Gesichtspunkten wurde die Frage nach der Entstehung und Entwicklung von Geschlechtsidentität neu erörtert. Geschlecht als Konstruktion wurde hinterfragt, und die längst überwunden geglaubte Auffassung, Geschlecht müsse als Schicksal angesehen werden, bekam neue Anhänger.

Die Begriffe Homo-, Hetero- und Bisexualität beschreiben seit langem nicht mehr nur das präferierte Geschlecht des Sexualpartners, sondern wirkten quasi identitätsstiftend. Gerade als Folge einer zunehmenden Akzeptanz von Homosexualität in unserer Gesellschaft wird jedoch auch in Frage gestellt, ob diese noch zur Identitätsstiftung taugt. Das heißt, je akzeptierter und ›normaler‹ gleichgeschlechtliche Partnerwahl ist, umso unwichtiger wird es, sich über die sexuelle Orientierung zu identifizieren. Gerade mit der Vielfalt postmoderner sexueller Lebensstile, die Sigusch als Neosexualitäten beschrieben hat, und mit der Möglichkeit, virtuelle (sexuelle wie nicht-sexuelle) Identitäten anzunehmen und Kontakte zu knüpfen – zusammengefasst unter dem Stichwort »Cybersex« –, wurden

die Begriffe von Geschlechts- wie auch von sexueller Identität und Orientierung weiter problematisiert.

Nicht zuletzt die neuen medikamentösen Behandlungsmöglichkeiten bei sexuellen Funktionsstörungen – bisher primär für Männer, aber in Zukunft sicher auch für Frauen – werfen erneut die Frage auf, welche Bedeutung das sexuelle Funktionieren für die männliche bzw. weibliche Identität hat. Als Folge ebenso wie als Ursache dieser vielfältigen Entwicklungen können Veränderungen in gegen- wie gleichgeschlechtlichen Paarbeziehungen – insbesondere hinsichtlich der Bedeutung der Sexualität für diese Beziehungen – angesehen werden, die sich in den letzten Jahren aus soziologischer Perspektive beobachten lassen.

Fragen zur Geschlechts- und zur sexuellen Identität werden in diesem Band von Vertretern sehr verschiedener Wissensdisziplinen beleuchtet. Die Ausführungen von Biologen, Humangenetikern, Psychologen, Psychiatern, Psychotherapeuten, Soziologen und »Gender«-Wissenschaftlern werden nicht nur einander gegenüber gestellt, sondern beziehen sich aufeinander. Die Interdisziplinarität von Sexualwissenschaft kommt somit deutlich zum Ausdruck. Dieser Band, der anlässlich einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Sexualforschung 2003 in Hamburg entstanden ist, soll die Diskussion über Geschlecht unter Berücksichtigung des neuesten Forschungsstandes weiter in Gang halten.

Hertha Richter-Appelt und Andreas Hill  
Hamburg, im Frühjahr 2004



# Zwischen ungeschlechtlichen Personen und geschlechtlichen Unpersonen

## Geschlechterdifferenz als soziale Praxis

*Stefan Hirschauer*

Eine alte Konvention will es, einen Vortrag damit zu eröffnen, dass man sein Publikum mit »Meine Damen und Herren« anspricht. Diese Anredeformel hat dabei ein paar Eigenschaften, die mich auf direktem Wege zu meinem Thema führen. Es handelt sich um einen Sprechakt, der auf eine bestimmte Weise einen Anfang macht und einen Kontakt zum Publikum herstellt.

Bei der Bauweise der Formel fällt zunächst eine bestimmte Reihenfolge auf. Es gilt ein ›Ladies first‹. Was wie eine Vorrangigkeit von Frauen erscheinen könnte, ist aber bekanntlich eher das Gebot einer Höflichkeit, die ihre anderweitige Nachrangigkeit kaschiert – ein Gebot übrigens, an das sich vor allem Sprecher binden, die nicht zu den Frauen gehören – jedenfalls nicht auf den ersten Blick.

Aber damit nicht genug. Die Anrede »Meine Damen und Herren« hat es nicht nur mit Fragen der Rangordnung zu tun, sie suggeriert auch eine eigentümliche Komplementarität von zwei Entitäten, die sich ergänzen wie die Hälften eines Paares. Auf den ersten Blick handelt es sich ja um eine abgeschlossene Aufzählung – es sollen mit der Nennung dieser zwei Sorten Adressaten ausdrücklich alle Anwesenden erfasst und eingeschlossen sein. Aber ist das der Fall?

Erstens ist die Formel *exklusiv* gegenüber allem, was sich der von ihr ins Spiel gebrachten Differenz nicht fügen will. Wer sich nicht subsumiert, wird gar nicht erst angesprochen (»Meine Damen und Herren, liebe andere Geschlechter«). Zweitens ist die Formel *offenkundig exklusiv*, insofern sie die Bedeutung anderer Differenzen verdrängt, etwa das Alter (»Meine Damen und Herren, liebe Kinder«). Damit setzt sie zugleich ein Thema: Ein Publikum besteht ja nicht nur aus Männern und Frauen, es besteht auch aus Medizinern und Psychologen, Einheimischen und Zugereisten, Blonden und Dunklen usw. Aus einem ganzen Set sozialer Kategorien von unterschiedlicher Relevanz wählt diese Anredeformel eine bestimmte

Unterscheidung aus: »Liebe Junge, liebe Ältere, liebe Kolleginnen, liebe ausländische Mitbürger«.

Drittens schließlich ist die Anrede auch vom Sprachniveau her ›exklusiv‹: Wer sich nicht gerade als Dame oder Herr betrachtet, scheint gar nicht erst in Betracht gezogen: Frauen, Typen, Jungs und Mädels etwa. Spätestens an dieser Stelle jedoch müssen wir aufhören, eine Anrede nur in ihrem deskriptiven Gehalt zu sehen. Sie ist, wie gesagt, ein Sprechakt, eine Äußerung, die etwas tut, d. h. sie hat zahlreiche performative Dimensionen: Sie unterscheidet nach Geschlecht, sie schließt Drittes aus, sie stellt eine Vorrangigkeit her, sie baut eine Geschlechterbeziehung zum Publikum auf und sie behauptet eine Adressierung aller Anwesenden.

Die gehobene Rede von Damen und Herren gibt dieser letzten Behauptung eine besondere Form. Wer zögert, sich der Geschlechterunterscheidung zu unterziehen und das Thema zu akzeptieren, etwa weil sie der Meinung ist, dass ihr Geschlecht hier und jetzt gar nichts zur Sache tue, bekommt mit der Nobilitierung von Geschlechtstiteln eine gewisse Hebung des Selbstgefühls angeboten und wird – wer weiß? – vielleicht gerade auf diesem Weg in die Zuhörerposition geködert. Kurz: Unsere unscheinbare Anredeformel gehört zu den Akten, die das Geschlecht aufrufen, sie vollzieht eine Einschließung aller Anwesenden unter Verwendung Vieles ausschließender Kategorien.

Vielleicht sollte ich daher betonen, dass ich diese Anrede nur als ein Beispiel verwenden wollte, wie man einen Vortrag beginnen *könnte*. Außerdem ist festzuhalten, dass performative Akte keineswegs monologisch vollzogen werden. Das Publikum muss die Unterscheidung schon mitvollziehen und aufgreifen, es kann sie aber auch zurückweisen.

In jedem Fall aber hat »Meine Damen und Herren« nicht nur die Anwesenden (mehr oder weniger) angesprochen, es greift auch bereits den Titel dieser Tagung auf eine bestimmte Weise auf: Geschlecht zwischen Spiel und Zwang. Denn ich habe durch diese Eröffnung *mit* den leisen sozialen Zwängen gespielt, die eine rhetorische Figur auf uns ausüben kann. Ich habe dieses Spiel betrieben, weil ich als Soziologin ein berufsbedingtes Unbehagen an einer Gegenüberstellung der Begriffe Spiel und Zwang habe. Wer je ein Spiel spielte, weiß, dass das eine ernste Angelegenheit ist, weiß um die Regeln, die Zugzwänge, die Einsätze, die Leidenschaften. Andererseits kann kein soziales Phänomen lange als bloßer Zwang bestehen. Es braucht Legitimität, also Begründung und Zustimmung, und es

braucht Mitspieler. Und wenn wir »ganz zwanglos« werden, werden wir nicht spielerisch, sondern asozial. Ein gutes Beispiel für das Zusammendenken von Spiel und Zwang bietet jener Autor, der die Begriffe des Rollenspiels und der Selbstdarstellung in der Soziologie prominent machte. Erving Goffman beschrieb die Fesselung des Individuums an die Erfolge seiner eigenen Selbstdarstellung so: »Anerkannte Eigenschaften und ihre Beziehung zum Image machen aus jedem Menschen seinen eigenen Gefängniswärter; dies ist ein fundamentaler sozialer Zwang, auch wenn jeder Mensch seine Zelle gerne mag« (Goffman 1971, S. 15).

Der Titel dieser Tagung unterstellt denn auch keine Opposition zwischen Spiel und Zwang, sondern scheint mir eher nach der sozialen Existenzweise von Geschlecht zu fragen: Wie viel Spielraum bietet und wie viel Zwang erfordert eigentlich unsere Geschlechtszugehörigkeit? Im Programm geht es vom Gen zum Körper und von dort zur Geschlechtsidentität und zum sexuellen Selbst. Es beschreibt eine Ontogenese der Geschlechtszugehörigkeit, die das Individuum als Einheit voraussetzt und seine biografische Zeit zum Thema macht. Dies entspricht unseren alltagsweltlichen Begriffen von Geschlecht und einer bis ins 19. Jh. zurückreichenden Überzeugung, dass das Geschlecht eine Eigenschaft des Menschen sei. Es ist in ihm eingeschlossen: ob in seinen Zellen oder in seiner Seele. Die Fragen nach Spiel oder Zwang, nach »Konstruktion oder Schicksal« werden vor der Folie dieses Begriffes vom Geschlecht gestellt.

Diese Ausführungen möchten dagegen dazu einladen, den Gedanken einmal zurückzustellen, dass das Geschlecht in uns eingeschlossen ist, und sich stattdessen auf eine andere Verortung und eine andere Temporalität der Geschlechterdifferenz einzulassen: nicht auf die Zeit der Biografie, sondern auf die lange Zeit der Geschichte und auf die kurze Zeit unserer Interaktionen. Die Geschlechtsdifferenzierung ist nicht nur ein genetischer, sozialisatorischer und psychischer Prozess, sie ist auch eine soziale Praxis, ein Element unserer Lebensform. Und in deren Zeiträumen stellen sich Begriffe, die biografisch in existentielltem Antagonismus stehen – Konstruktion oder Schicksal? – in ironischer Verschwisterung dar: Historisch gesehen *sind* unsere Konstruktionen unser Schicksal – und umgekehrt.

## 1. Darstellungen: Die Elementarpraxis der Geschlechterdifferenz

Ein wissenschaftsgeschichtlicher Zufall will es, dass ein psychologischer und ein soziologischer Geschlechtsbegriff ihren Ausgangspunkt in den 60er Jahren am gleichen Phänomen nahmen, ja an derselben Person: An ›Agnes‹, wie der Soziologe Harold Garfinkel eine Patientin des Psychoanalytikers Robert Stoller nannte, die an der Universitätsklinik von Los Angeles nach Genitaloperationen verlangte (Stoller 1968; Garfinkel 1967). Stoller, den die theorielose Operationspraxis störte, nahm Agnes zum Anlass einer neuartigen Subjekttheorie vom Geschlecht, die eine von der Psychoanalyse gestellte Herausforderung aufgriff: Wie lässt sich die Annahme der Kastrationsangst dogmatisch aufrechterhalten, wenn es doch Menschen gibt, die ihre körperliche Integrität offenbar zugunsten von irgendetwas anderem preisgeben? Stollers Antwort war das Konzept der ›core gender identity‹, einer früh angelegten innerpsychischen Repräsentanz von Geschlecht. Er hatte Pech mit seiner Theorie, da sich herausstellte, dass Agnes seit der Pubertät mit fleißigem Hormonkonsum ihren Körperformen und ihrem Lebensgefühl nachgeholfen hatte.

Der soziologische Hospitant an der UCLA war dagegen der Ansicht, dass es unter der Schädeldecke sowieso nichts wirklich Interessantes gab. Er nahm Agnes' Schilderungen und ihr körperliches Auftreten daher nicht als Ausdruck einer inneren Überzeugung, sondern schlicht als Äußerungen: als Formen der Schilderung und des Auftretens, die in der Lage waren, sowohl bei ihm als auch bei den klinischen Diagnostikern und im sozialen Umfeld der Patientin den überzeugenden Eindruck zu erwecken, dass Agnes eine Frau war. Garfinkel betrachtete Agnes als Ethno-Methodologin, als Erforscherin der Methoden ihrer eigenen Kultur, soziale Phänomene zur Erscheinung zu bringen, z. B. das Frausein: Wer »die Seiten wechseln« will, ist auf existentielle Weise darauf angewiesen herauszufinden, *wie man es macht*, eine Frau zu sein – und zwar ohne dass Benimmbücher über Geschlechtsrollen oder die innere Überzeugung vom eigenen Frausein irgendeine Hilfe dabei böten, diese kunstvolle Praxis eines ganz natürlichen Geschlechts zu erlernen: die Geschlechterdarstellung, das ›doing gender‹ (West & Zimmerman 1987), wie es im Folgenden hieß.

Charakteristisch für diesen Geschlechtsbegriff ist eine Prozessualisierung und eine neue *Lokalisierung* von Geschlecht. Es wird vom